MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80097-10

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

REMY, MAX

TITLE:

GOETHE'S ERSCHEINEN IN WEIMAR

PLACE:

BERLIN

DATE:

1877

Master Negative #
91-80097-10

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GC
R28 Remy, Max, 1839-1881.
Goethe's erscheinen in Weimar, von dr. Max Remy ... Berlin, Carl Habel, 1877.
32 p. 21 ½ cm.

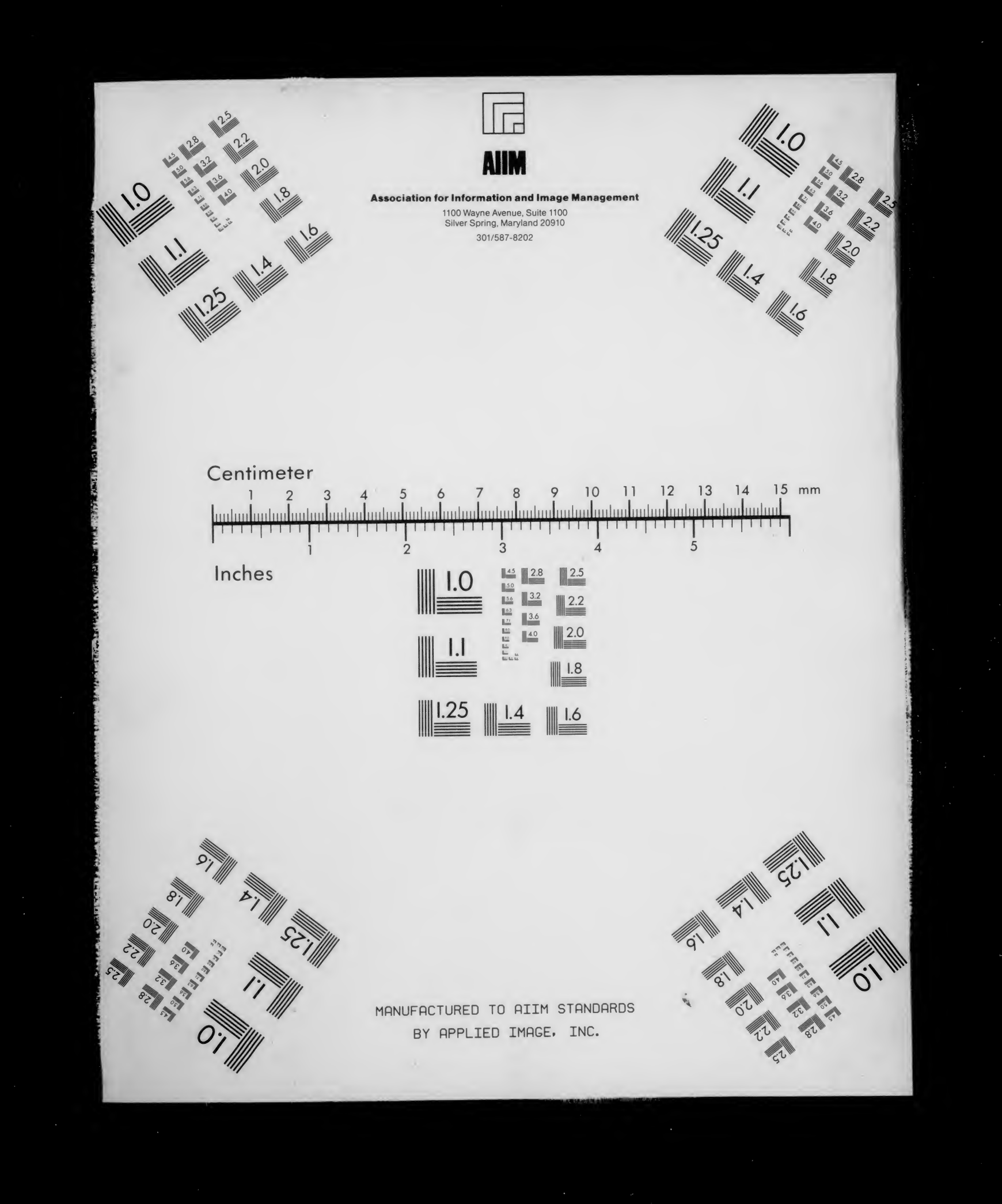
~~D833C55 Copy in Modern Languages R. R.~~
~~CR~~

357406

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 MM REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6/24/91 INITIALS MD
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

GUSTAV E. STECHERT
828 Broadway
NEW-YORK.

GC R28

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Goethe's Erscheinen in Weimar.

Von

Dr. Max Remy
in Berlin.

Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

GC
R28

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Es war an einem Dezembertage des Jahres 1774, als Wolfgang Goethe, der junge Rechtspraktikant, als Autor des „Götz" und des „Werther" schon damals ein gefeierter Dichter, in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main den Besuch des Hauptmanns von Knebel erhielt, der, früher in preußischen Diensten, zu jener Zeit die Stellung eines Hofmeisters des weimarischen Prinzen Constantin inne hatte. Goethe hatte von der kleinen Residenz des Herzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, ohne sie selbst zu kennen, Mancherlei gehört. Es kamen, so erzählt er in „Wahrheit und Dichtung", viele Fremde nach Frankfurt, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Anna Amalia zur Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer nach Weimar berufen habe und wie die Künste von der Fürstin nicht nur geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben wurden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe, wie denn auch der „Deutsche Merkur", der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er erschien. Eins der besten deutschen Theater war dort eingerichtet und berühmt durch Schauspieler, wie Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Brand, der im Mai 1774 das Weimarer Schloß eingeäschert hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht, allein das Zutrauen auf den Erbprinzen Karl August war so groß, daß Jeder-

97312

2 00789 STEOHEBT /3412
18 0 87 R28

mann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Als sich nun Goethe, gleichsam wie ein alter Bekannter, nach diesen Personen und Gegenständen bei seinem Gaste erkundigte und den Wunsch äußerte, mit den Weimarischen Verhältnissen näher bekannt zu werden, versetzte v. Knebel gar freundlich, es sei nichts leichter, als dies, denn der Erbprinz mit seinem jüngeren Bruder dem Prinzen Konstantin, auf einer Reise nach Frankreich und der Schweiz begriffen, sei in Frankfurt anwesend und habe seinerseits den Wunsch geäußert, ihn kennen zu lernen. So wurde v. Knebel Vermittler der Bekanntschaft Karl August's und Goethe's, welche für das ganze Leben des Fürsten, wie des Dichters so entscheidend werden sollte.

Von den beiden jungen Fürsten, in deren Begleitung sich außer dem Hauptmann v. Knebel der Oberhofmeister Graf Görz befand, wurde Goethe sehr frei und freundlich empfangen.

Dem Erbprinzen waren die Schriften Goethe's bekannt, dessen „Götz" ihn begeistert und dessen „Werther" ihn erschüttert hatte. Das Interesse, welches er für den Dichter empfand, war durch die Satire, welche Goethe in seiner Farce: „Götter, Helden und Wieland" an Weimar's hochgeschätztem Hofrath geübt hatte, nicht geschädigt worden. Wieland selbst hatte den Scherz, der ihn angriff, weil er die Helden nicht heldenmäßig darstelle und die griechischen Götter modernisire, harmlos hingenommen und ihn im „deutschen Merkur", seinem eigenen Blatte, sogar „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Musterstück von Persiflage und sophistischem Witz" empfohlen, in Karl August aber, obwohl er Wieland als seinen früheren Lehrer und als den Vertrauten seiner Mutter verehrte und ihm stets diese Verehrung zu erkennen gab, ließ die angeborene Neigung zu Neckereien über das Pamphlet des Frankfurter Poeten, das er als Revanche für eine ungünstige Beurtheilung des „Götz von Berlichingen" im „Deutschen Merkur" entschuldigte, keine Gereiztheit aufkommen.

Als Goethe vor dem Erbprinzen erschien, sah er den ersten Theil von Möser's „patriotischen Phantasien" vor ihm auf dem Tische liegen. Er wußte die Unterhaltung auf die ihm wohlbekannte Schrift zu lenken, welche alsbald zum Thema einer lebhaften Debatte wurde. Bei Tafel wurde das Gespräch fortgesetzt und Goethe mußte schließlich das Versprechen geben, den Prinzen nach Mainz zu folgen, um dort einige Tage mit ihnen zu verbringen. Dies geschah, wenngleich Goethe's Vater keineswegs damit einverstanden war. Gemäß seinen „reichsbürgerlichen Gesinnungen" folgte er dem Wahlspruch: „Nah bei Hofe nah bei der Höll" und hatte sich jeder Zeit gehütet, mit fürstlichen Personen in directe Beziehungen zu treten.

Es waren vergnügte Tage, welche Goethe während des Mainzer Aufenthaltes verlebte. Sie knüpften zwischen dem siebenzehnjährigen Erbprinzen und dem acht Jahre älteren Patriciersohn ein Band der Freundschaft, welches ihr erneutes Zusammentreffen im folgendem Frühjahr am Hofe zu Karlsruhe, wo der Prinz die Vorbereitungen zu seiner bald darauf vollzogenen Vermählung mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt traf, befestigte.

An seinem Geburtstage, am dritten September 1775, hatte der jugendlich-lebenslustige Karl August die Regierung des Herzogthums übernommen. Schon im neunten Monat seines Lebens hatte er seinen Vater, den Herzog Ernst August Constantin, verloren, und so war die ganze Sorge seiner Erziehung der Herzogin-Mutter Anna Amalia, der geistvollen und edlen Nichte Friedrich's des Großen, zugefallen, die von sich selbst sagen durfte, die schönste Frühlingszeit ihrer Jahre sei nichts als Aufopferung für Andere gewesen. Unterstützt von Wieland, mit dessen Berufung Weimar die Lieblingsstätte der deutschen Musen zu werden anfing, lag sie mit Ernst und Eifer ihrer Aufgabe ob. Unter dem bildenden Einfluß tüchtiger Männer, vor Allem des Grafen Görz, welcher der Herzogin halbjährigen schriftlichen

Bericht über die Fortschritte seines Zöglings erstatten mußte, so wie im vertraulichen Verkehr mit seinen Jugendgespielen Friedrich von Einsiedel, der wegen seiner Herzensgüte am weimarischen Hofe allgemein „l'ami" genannt wurde, und dem späteren Kammerherrn von Wedel, in dessen stattlich-männlichem Wesen sich die Biederkeit seines Charakters ausprägte, war Karl August in froher Unbefangenheit zum Jüngling herangewachsen. Seine rege Anschließungsfähigkeit hatte ihn von Jahr zu Jahr den Kreis seines Umgangs erweitern lassen. Zum Regenten hatte er reiche Anlagen des Gemüths und Charakters, die sich frühzeitig entwickelten. Er war von edler Humanität, von seltener Willenskraft und großer geistiger Regsamkeit. Friedrich der Große nannte ihn als vierzehnjährigen Knaben den „hoffnungsvollsten Prinzen", den er je gesehen habe, und der Statthalter Dalberg schrieb über den achtzehnjährigen Jüngling: „Verstand, Charakter, Offenheit und die seinem Alter angemessene Treuherzigkeit, eine Fürstenseele, so wie ich sie nie sah".

Sobald Karl August zur Regentschaft gelangt war, ließ er immer wärmer und dringender an Goethe die Einladung ergehen, für einige Wochen an seinen Hof zu kommen. Seine Zuneigung zu Goethe, den Heinse damals in einem Briefe an Gleim einen „schönen Jungen" nannte, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke sei, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, war im Stillen nur gewachsen. Goethe's Vater rieth entschieden von der Annahme der Einladung ab, er hatte das Verhältniß Voltaire's zu Friedrich dem Großen vor Augen, das ihm als warnendes Beispiel der Folgen eines intimen Verkehrs zwischen Fürsten und Bürgerlichen galt. Goethe selbst hatte etwa zwei Jahre früher an Kestner, der ihn aufgefordert hatte, nach Hannover zu kommen, um dort eine hervorragende Stelle einzunehmen, geschrieben: „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich weder Liebe noch Hoffnung eines Amtes — aber,

Kestner, die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinct zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein". Jetzt aber kam Mancherlei zusammen, das ihn wünschen ließ, dem Rufe Karl August's Folge zu leisten. Nach vieler Mühe gelang es ihm, sich den Vater willfährig zu machen, und so verließ er das elterliche Haus, um es fürderhin nur selten und auf kurze Zeit wiederzusehen.

In der fünften Morgenstunde des siebenten Novembers 1775 fuhr der Wagen, in dem sich Goethe neben dem ihm vom Herzog entgegengesandten Kammerjunker von Kalb befand, dem nämlichen, an dessen Stelle er sieben Jahre später das Präsidium der Kammer übernahm, in Weimar ein.

Von den glänzenden Vorstellungen, die man unwillkürlich mit dem Gedanken an Weimar's „goldene Tage" verbindet, darf man nichts auf das Weimar, wie es Goethe bei seiner Ankunft vorfand, und das Leben, wie es sich damals in der herzoglichen „Residenzstadt" entfaltete, übertragen. Das alte Weimar mi seinen kaum fünfhundert Häusern und seinen Stadtmauern, welche Niemand ohne polizeiliche Controle passiren durfte, repräsentirte das Prototyp einer Kleinstadt mit allen ihren specifischen Eigenthümlichkeiten. Die Reisestatistik hatte von wenig mehr zu berichten, als von der hübschen Lage des Städtchens an der Ilm, von der nahegelegenen Höhe mit dem neuerbauten Belvedere, von dem entfernteren Ettersberg mit seinem Waldschlosse und von den Universitäten Jena und Erfurt. Schiller spricht in einem Briefe an Körner von dem „Dorfe Weimar" und Knebel von dem „wüsten Weimar", das er ein Mittelding nennt zwischen Dorf und Hofstadt. Von dem herzoglichen Schloßpark war damals noch keine Rede. Die alte Herzogsburg, die ein Jahr vor Goethe's Ankunft ein Raub der Flammen geworden war, lag in Trümmern und blieb funfzehn Jahre in diesem Zustande liegen. Das herzogliche Paar wohnte in dem gegen-

überstehenden „Fürstenhause", das selber dringend der baulichen Vervollkommnung bedurfte. „In Sälen und Gemächern", sagt Schöll in seinem Buche über Weimar's Merkwürdigkeiten, „an welchen der ursprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubessern war, unter Decken, die gelegentlich den Einsturz drohten, fand die lustige Unruhe der ersten Regierungsperiode Karl August's ihren Spielraum. Hierher kam der Liebling Goethe zu Tafel und Concert, Ball oder Komödie, übernachtete beim Herzog vor oder nach der Jagd und ging des Morgens eine Treppe höher in's Conseil". Enge, winkelige Gassen, unabgeputzte Häuser, ein Pflaster, dem selbst Gleichzeitige eine „schreckliche Beschaffenheit" nachsagten, characterisirten die damalige Stadt Weimar.

Um die innere Physiognomie der herzoglichen Residenz war es nicht besser bestellt. Sie beherbergte ein Philisterium, wie es nicht prototyper gedacht werden kann. Für die geistigen Bestrebungen der Herzogin Amalia und Wieland's hatte die Weimaraner Bürgerschaft kein Verständniß. Sie fand vielmehr ein Aergerniß an den „schönen Geistern", die der Hof allmählig um sich versammelte. Als Herzogin Amalia einmal in Begleitung Merck's eine Reise unternahm, wurden hier und dort in Weimar verdrießliche Stimmen laut, sie „werde nun wieder einen Schöngeist, den sie unterwegs aufgegabelt, mitbringen".

Daß es in den Beamtenkreisen nicht ohne kleinliche Intriguen und Kabalen herging, hatte vor Goethe schon Knebel erfahren, als es sich um dessen Berufung zum militärischen Erzieher des Prinzen Konstantin handelte. Als die Anstellung trotz aller „hinterlistigen Fallen", die man ihm gestellt hatte, erfolgt war, sprach die Herzogin von einem „glücklich beendeten Bürgerkrieg" und Knebel selbst meinte, er werde in Zukunft gar nichts mehr reden, das sei eine Vorsicht, zu der ihn die Schwatzhaftigkeit und der kleine Geist des Ortes berechtigten.

Der Poesie verdankt Weimar seine Größe. Die Poesie wurde ausschließlich am Hofe gepflegt, aber auch dort war es

nur eine kleine Schaar erwählter Geister, welche an dieser Pflege Theil nahmen. Dem guten Bürger war es sehr gleichgültig, daß die Wieland und Goethe, die Herder und Schiller das kleine Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhoben. Treffend bemerkt Adolf Stahr: „Die Stadt Weimar kam zu ihrer Stellung als Deutschlands Musensitz, wie der Bettler zu dem Goldstück, das ihm die Laune eines vorüberfahrenden Reichen statt der erbetenen Kupfermünze hinwirft, nur daß die Weimaraner von damals weit davon entfernt waren, des Bettlers Freude zu theilen".

Schiller hat bis zu seinem Ende unter dem Druck dieser Verhältnisse gelitten. Ein Jahr vor seinem Tode noch schrieb er, von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt, an Wolzogen: „Ich habe ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben, meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken, und ich sehe mich hier in so engen, kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist". Auch Goethe wurde oft von der Sehnsucht nach der Existenz in einer großen Stadt ergriffen, noch in höherem Lebensalter sah er mit neidischen Blicken auf Paris, wo „die besten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Flecken beisammen seien, wo im täglichen Verkehr Kampf und Wetteifer sich gegenseitig steigerten, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen stehe, diese Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit, jede Straßenecke an ein Stück Geschichte erinnere, dies Paris, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer, wie Molière, Diderot, Voltaire und ihres Gleichen, eine solche Fülle von Geist in Cours gesetzt sei, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht wieder auf einem Flecke vereinigt finde". Aber Goethe hatte die seltene Fähigkeit, immer Herr der Dinge zu bleiben

und ihnen die gute Seite abzugewinnen. Die Befriedigung, die er bei den Menschen vergebens suchte, gaben ihm die Offenbarungen der Natur, die er im Wechsel der Jahre immer von Neuem genoß, und in diesem Sinne konnte er zu Eckermann sagen: „Ich bin seit fünfzig Jahren hier und wo bin ich nicht überall gewesen? Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt".

Kein Wunder unter den obwaltenden Verhältnissen, daß Goethe's Erscheinen in Weimar und die Art seines Auftretens zunächst in den höfischen Kreisen, dann auch im bürgerlichen Philisterium allgemeine Sensation erregte. Im vollen, frischen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes trat er in Weimar ein. Der stolze, schlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieterische Nase und die zauberischen Lippen Goethe's schienen nicht ihres Gleichen zu haben. Das Wertherkostüm, in welchem sich auch der Herzog gefiel, der blaue Frack mit den gelben Metallknöpfen, die Lederhosen und Stulpstiefeln, das gepuderte Haar und der Zopf erhöhten den romantischen Nimbus, der die apollinische Gestalt umgab. Zudem war Goethe ein Virtuos in der Kunst des Reitens, Tanzens, Fechtens, Schwimmens und Schlittschuhfahrens. Wieland nach der ersten Begegnung mit ihm schrieb an Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war, wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie die Thautropfen von der Morgensonne". Ein ander Mal nennt er ihn einen „herrlichen Gottes-Menschen" und gelegentlich will er ihn „vor Liebe fressen". Selbst die Herzogin Amalia, die anfangs auf Göthe so verdrießlich war, weil er ihren Vertrauten, den Erzieher ihrer Söhne, verspottet hatte, konnte nicht lange dem Zauber seiner Persönlichkeit wider-

stehen. Der intime briefliche Verkehr, den sie mit Goethe's Mutter unterhielt, mochte nachmals viel dazu beitragen, ihr Interesse für den Sohn zu erhöhen.

Der gewaltige Einfluß Goethe's auf die weimarischen Frauen ist nur zu begreifen, wenn man sich in die damaligen gesellschaftlichen Zustände zurückversetzt. „Es waren die Tage der Galanterie", so äußert sich Lewes, der Biograph Goethe's, über dies Thema, „die Tage der Pflästerchen, des Puders und der Schminke. Die Freiheit der deutschen Sitten unterschied sich nur dadurch von der frecheren Zügellosigkeit Frankreichs, daß sie statt des Leichtsinns und der Ueppigkeit die Sentimentalität zur Grundlage hatte. Das Herz einer französischen Marquise ergab sich bei einem Souper, wo Champagner und Bonmots sprudelten, das Herz einer deutschen Gräfin ward eher durch eine Mondscheinschwärmerei und ein Blatt mit Versen gerührt. Witz und Verwegenheit waren die Batterien, womit die Französin, Sonette und die Drohung eines Selbstmordes die, womit die Deutsche gewonnen ward. Bei der einen bedurfte Lothario der Munterkeit und des guten Tons, bei der anderen war die Hauptsache ein in leidenschaftlichen Ausrufungen schwelgender Haß gegen alle gesellschaftlichen Schranken und ein alle gesellschaftlichen Formen mit Füßen tretendes Betragen. Es versteht sich von selbst, daß die Ehe großentheils nichts anderes war, als was Sophie Arnould mit furchtbarem Witz das „Sakrament des Ehebruchs" genannt hat, und daß die herrschenden Ansichten in geschlechtlichen Dingen dem Gewissen den weitesten Spielraum ließen. Der gute, ehrliche Schiller, dem Niemand Leichtfertigkeit vorwerfen wird, bewunderte die Liaisons dangereuses und sah nicht ab, warum Frauen sie nicht lesen sollten, und jetzt ist das Buch so verrufen, daß die ganze Gesellschaft, die es hervorbringen und hochschätzen konnte, dadurch gebrandmarkt wird. Indessen selbst Schiller, der dieses Buch bewunderte, war betroffen über die Frauen in Weimar. „Da ist beinahe keine," schreibt er an

Körner, „die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte, erobern möchten sie gern alle. . . Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert.“ Der Greis Goethe hat die ersten zehn Jahre seines Aufenthaltes in Weimar „durch Liebschaften verdüstert“ genannt. „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum“, schrieb er, „und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte.“

So begann denn mit der Selbständigkeit des Fürsten und dem Erscheinen Goethe's in Weimar ein Leben voll sprudelnder Jovialität und ausgelassensten Frohsinns, welches Jahre hindurch dem weimarischen Hofe sein originelles Gepräge gab. Goethe's Wesen war wie verwandelt, als habe ein in ihm schlummernder Dämon sich plötzlich entfesselt. „Ich treib's hier toll genug“, schrieb er an Merck, „wir machen des Teufels Zeug“! Dabei befand er sich „sauwohl“, wie es in der damaligen Sprache der Kraftgenies hieß. Es war eine Brausezeit von genialstem Anstrich. Die tollsten Einfälle waren die willkommensten. Niemand blieb von den Ausgelassenheiten des Herzogs und Goethe's verschont. Unter ihren keineswegs immer decenten Späßen besonders zu leiden hatte die Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein von Göchhausen, eine äußerlich kleine und verwachsene Person, dabei gewitzt genug, um dem Herzog und seinem Bundesgenossen für die ihr angethanen beständigen Neckereien nichts schuldig zu bleiben. Es ist oft erzählt worden, wie der Herzog und Goethe sich ein Vergnügen daraus machten, sie „in den Sumpf zu locken“. Einmal sogar buchstäblich. Beide forderten an einem Regentage, wo sich die Hofgesellschaft in den Gemächern Tiefurt's drängte, das Fräulein von Göchhausen, welche ihnen zuvor mancherlei boshafte Reden zu kosten gegeben, plötzlich in aller Höflichkeit zu einem — Spaziergang auf. So entschieden die Dame in Hinblick auf ihre kostbare Robe und ihre schneeweißen Atlasschuhe die ihr zugemuthete Ehre ablehnte, so wurde sie doch von

beiden Seiten unter einer Fülle ausgesuchter Schmeichelreden so fest unter die Arme genommen und so energisch die Treppe hinab und in's Freie geführt, daß sie trotz allen Widerstrebens zappelnd und trippelnd die aufgeweichten, sumpfigen Wege mit durchpatschen mußte, indeß ihre beiden Begleiter eine Fluth von sprühenden Witzpfeilen ihres Zorns zu pariren hatten. Ein ander Mal, als die Göchhausen bei einem großen Unwetter sich eine Sänfte bestellt hatte, erschienen zwei Hof-Portchaisenträger ganz pünktlich und traten gut an, schlugen aber bald eine falsche Richtung ein. Immer eiliger schritten sie in den Park hinein. In seiner Mitte machten sie plötzlich Halt, schlüpften aus den Riemen, ließen die Sänfte im Regen stehen und eilten auf und davon. Die arme Göchhausen aber wußte nunmehr genau, wer die Dienstfertigen waren, die nichts von Portschaisenträgern hatten, als die Kleider. Dabei ist es characteristich, daß die Göchhausen trotz dieser und ähnlicher Vorfälle zum Herzog, wie zu Goethe, mit dessen Mutter sie lebhaft correspondirte, in freundschaftlichem Verhältniß stand und namentlich das Vertrauen der Herzogin Amalia, die an ihrem kecken Wesen Gefallen fand, in hohem Grade genoß.

Körperlich und geistig blieb man während dieser Genieperiode, über deren erste wildeste Zeit Goethe keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen hat, in beständiger Bewegung und Uebung der Kräfte. Da herrschte eine fröhliche, aus den strengen Formen der Etikette gelöste Geselligkeit jeder Art, bald bei den Assembléen des Hofes, bald mitten unter den Landleuten, bald im festlich geschmückten Ballsaal, bald auf den waldigen Höhen und in den kühlen Thälern der Thuringia. Da wurden Ettersburg, Tiefurt, Belvedere oder auch das entferntere Ilmenau, Dornburg und Jena die Zielpunkte ländlicher Excursionen. Da wurde bald gescherzt und gesungen, bald auch vertiefte man sich in ernste Gespräche über Literatur und Kunst. Da huldigte man der Jagd und dem Tanze. Im Sommer wurde manche Nacht bei Reisigfeuer und köstlicher Bacchusgabe verlebt, im Winter ergötzte man sich an

den abendlichen Schlittenfahrten, die gewöhnlich in Bälle endigten, oder am Getümmel des Eislaufs, den Goethe zum anfänglichen Horror der vornehmen Weimaraner eingeführt hatte, bei Fackelglanz und im Maskenkostüm. Ein Liebhabertheater spiegelte im schönen Schein die eigenen Zustände wieder. Nach Lust und Laune wurde die Bühne bald im Ettersburger Walde, bald in Tiefurt's Park, an den Ufern der Ilm, bald in Belvedere, bald in den Gemächern der verschiedenen fürstlichen Besitzungen, bald auch in Weimar selbst in dem damaligen Hauptmann'schen Hause an der Esplanade aufgeschlagen:

„In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht."

In sogenannten matinées, launig-satirischen Gedichten, liebten es die schönen Geister Weimar's, einander ihre Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten schonungslos und in oftmals derbstem Scherze vorzurücken. Eine dieser Matinées, das früher nur lückenhaft bekannte v. Einsiedel'sche „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, am 6. Januar 1776" ist unlängst von Robert Keil vollständig mitgetheilt worden.[1]) Es ist eine „mit kecken Pinselstrichen hingeworfene Skizze" des damaligen genialen Kreises und seiner einzelnen Mitglieder. Die auf Goethe bezügliche Stelle lautet:

„Dem Ausbund Aller, dort von Weitem
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz,
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meynt, er könn' uns all' übersehn,
Thäten für ihn rum auf Vieren gehn,

Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,
Glaubt er könns fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vorn Kopf:
Meynt wunder was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht.
Paradirt sich drauf als Doktor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graußt.
Mir könnt' er all gut seyn im Ganzen,
(Thät mich hinter meinem Damm verschanzen)
Aber wär ich der Herr im Land,
Würd' er und all' sein Zeugs verbannt."

Der Herzog und Goethe waren unzertrennlich. Im Zimmer, beim Ritt, auf der Jagd, im Theater sah man sie beieinander. Alle die zahlreichen kleinen und großen Abenteuer bestanden sie gemeinschaftlich. Ueber nichts wurde in den Häusern der Stadt mehr geklatscht und gekrittelt, als über diesen Bund des Fürsten mit dem Bürgerlichen. Jedes Cermoniel fiel in dem Verkehr zwischen Beiden fort, meist aßen sie und oft sogar schliefen sie zusammen. Das brüderliche Du hatten sie gleich nach Goethe's Ankunft in Weimar eingeführt. Wie herzlich sich das Verhältniß gestaltete, zeigt des Herzogs erster an den Freund gerichteter Brief, den er im Dezember 1775 von Gotha aus an „Goethen" schrieb.[2]) Er beginnt: „Lieber Goethe! Ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich[3]), wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und daß zwar mit Dir!"

Goethe war erst wenige Tage in Weimar anwesend, als Wieland äußerte: „Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheidtes wird, so wird es

seine Gegenwart bewirken". Allein trotz aller Auszeichnungen, die Goethe von Seiten der fürstlichen Familie erfuhr, und trotz aller Genüsse, die ihm der erste Winter brachte, hielt er doch mit einer bindenden Zusage, seinen Aufenthalt dauernd in Weimar zu nehmen, ängstlich zurück. Mit dem Gedanken einer Anstellung mochte er sich nicht befreunden, weil er fürchtete, daß „seine Natur, seine Gewöhnung und die eigenen Bedürfnisse seiner Dichterneigung" ihr widersprechen würden. Noch im Frühjahr 1776 ließ er sich des Oefteren dahin vernehmen, daß er nicht fähig sei, auf die Dauer sich einem Hofleben anzuschmelzen. Es sollte anders kommen und die Erfüllung eines halb und halb beiläufig geäußerten Wunsches dazu die äußere Veranlassung geben.

Gern pflegte Goethe im Gegensatz zu dem verflüchtigenden und aufreibenden Hof- und Weltleben die kleinste ländliche Eigenwirthschaft als etwas wahrhaft Beglückendes zu preisen. „Ja, wer es so hat, wie Bertuch!" sagte er bei einem Spaziergang auf dem Landwege nach dem Dörfchen Oberweimar zu Karl August. Bertuch, damals Geheimsekretair des Herzogs, hatte sich vor Kurzem jenseits der Ilm an der Wiese von Oberweimar, etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, ein Bauernhäuschen mit einem abhängigen Feldstück gekauft, das er als Garten anzupflanzen beschäftigt war. Sogleich begab sich der Herzog zu ihm. „Höre, Bertuch," sagte er, „Du mußt mir den Fleck da überlassen ich brauche ihn!" „Aber," erwiederte Bertuch erschrocken, „ich hab' ihn ja kaum erst erworben und er ist meine beste Freude!" „Kein aber," unterbrach ihn lebhaft der junge Fürst, „ich kann Dir nicht helfen, denn Goethe will ihn haben und mag hier nicht ohne ihn leben. Deine Freude kannst Du immer haben und noch besser, ich schenke Dir ja den Baumgarten dafür!" Der Baumgarten, ein zwar noch unbedeutendes, aber ungleich ausgedehnteres und zu vorzüglicher Kultur geeignetes Grundstück am Nordwestende der Stadt, war für Bertuch

ein guter Tausch, und so fügte er sich bereitwillig dem Verlangen des Herzogs. Noch war keine Stunde vergangen, seit Goethe des Bertuch'schen Bauerngütchens erwähnt hatte, und schon war es sein Eigenthum. Die liebenswürdige, rasche Art, mit der Karl August einen leichthin gesprochenen Wunsch des Freundes erfüllte, bewirkte, was alle Zureden und Ueberlegungen bisher nicht zu bewirken vermocht hatten. Goethe blieb in Weimar, dem ihn von nun an auch die verlockendsten Anerbietungen, wie sie ihm später z. B. von Seiten des österreichischen Hofes gemacht wurden, nicht mehr entziehen konnten.

Schon am 21. April bezog Goethe die Hütte. In sein Tagebuch schrieb er die schlichten Worte: „Den Garten in Besitz genommen". Sofort begann er den Um- und Anbau des Grundstücks. Anfangs Mai schrieb er der Gräfin Auguste von Stollberg: „Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thor an der Ilm, schöne Wiesen, in einem Thale. Ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse". Bald wurde ihm dieses Häuschen, das ihn fortan sechs Jahre im Sommer und Winter beherbergte, eine „Wohnung des Friedens", wie er selbst es so gerne bezeichnete. Hier, im stillen Wohnen unter dem Hüttendach, im Schatten der selbstgepflanzten Bäume, fand er das Gegengewicht gegen die Ansprüche, welche das amtliche und das gesellige Leben an ihn stellte. Noch in spätem Greisenalter zählte er das Häuschen und die in ihm verlebte Zeit zu seinen liebsten Erinnerungen. Wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er die sinnigen Verse:

„Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus,
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth bescheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor,
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

Dort verlebte Goethe gar manche traute Stunde mit Karl August, der oft den Abend über in ernstem Gespräch bei ihm verweilte und gelegentlich wohl auf dem Sopha übernachtete. Dort vor Allem wußte jedes Blatt und jede Blume von jener Frau zu erzählen, die einen so wunderbaren Einfluß auf Goethe geübt hatte, jener Charlotte von Stein, deren Portrait in Goethe, als er es lange vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihr erblickte, eine solche Aufregung hervorrief, daß er angeblich „drei Nächte lang schlaflos war". Dort, in seinem geliebten Garten, hat Goethe die große Mehrzahl seiner Briefe an Frau von Stein in den Jahren 1776—1782 geschrieben, nur zwanzig wohlgezählte Minuten entfernt von der Wohnung, die er selbst der Freundin in einem der herrschaftlichen Gebäude hinter dem Fürstenhause am Eingange des Parks eingerichtet hatte. Ein völlig wahres und klares Bild seines Verhältnisses zu der merkwürdigen Frau wird wohl schwerlich jemals gewonnen werden, weil wir nur die Briefe Goethe's an Frau von Stein besitzen, die ihrigen aber gänzlich fehlen. Nachdem der Bruch des Verhältnisses eingetreten, hat sie ihre von Goethe zurückgeforderten Briefe sämmtlich vernichtet und wird dies nicht ohne triftige Gründe gethan haben.

War Goethe anfangs dem Herzog nur der Genoß heiterer Stunden gewesen, so fing er doch bald an, ihm mehr, ihm ein Berather zu werden und die Sorgen seines fürstlichen Berufes zu theilen. Schon am Ende des Jahres 1775, als ihm die Möglichkeit einer amtlichen Thätigkeit in Weimar noch gar nicht nahe getreten war, fühlte er sich „im Bannkreise der Macht neuer Verhältnisse". Im Januar 1776 schrieb er scherzend an seinen Freund Merck: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragi-komischen Farcen leidlich betrage" und im März: „Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und so immer fort."

In dem Herzog war der Wunsch allmählich gereift, Goethe dadurch an Weimar zu fesseln, daß er ihn in hervorragender Stellung an den Regierungsgeschäften Theil nehmen ließ. Er faßte den Plan, Goethe zum Mitglied des geheimen Conseils zu ernennen. In einem Briefe an Goethe's Vater erklärte er, sein Sohn könne den Dienst zu jeder Zeit wieder verlassen und die ganze Anstellung sei eine bloße Form und dürfe nicht als Maßstab seiner Zuneigung gelten: „Goethe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werth". Goethe selbst bestand einen nicht leichten Kampf zwischen seiner poetischen Natur und den Gefühlen des Ehrgeizes und der Anhänglichkeit an den Herzog. „Mein Herz," schreibt er der Gräfin Auguste Stolberg, „mein Kopf — ich weiß nicht, was ich anfangen soll, so tausendfach sind meine Verhältnisse und neu und wechselnd, aber gut. Da laß ich mir von den Vögeln etwas vorsingen, damit Ruhe über meine Seele komme. Was wird's werden, ich hab' eben noch viel auszustehen, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis an's Ende".

Der Entschluß des Herzogs brachte ganz Weimar in Aufruhr. Man murrte weniger über den Posten selbst, der für Goethe in Anspruch genommen und mit seinen zwölfhundert Thalern Gehalt nicht so sehr geeignet war, großen Neid zu erwecken, als im Allgemeinen über die Nichtachtung des Herkommens und die Beförderung eines Bürgerlichen und eben dieses Bürgerlichen. Der Minister von Fritsch, der seit dem Jahre 1754 in weimarischen Diensten stand, erklärte unumwunden, daß er „in einem Collegio, dessen Mitglied D. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne" und daß „das Collegium durch die Placirung des D. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden müsse". Von seinem Standpunkt aus hatte er so ganz Unrecht nicht. „Früh zum Fleiß gewöhnt, zur sorgfältigen Beobachtung des äußern An-

standes gebildet, rein und ernst von Sitten, durchdrungen von wahrer Gottesfurcht, begann er mit den ersten Strahlen der Morgensonne die Arbeit; nur wenige Stunden waren der Erholung und den Genüssen freundlicher Geselligkeit gewidmet. Indem er auf solche Weise die höchsten Anforderungen an sich selbst stellte, mit seinem ganzen Denken und Wirken in den Interessen seines Fürstenhauses und des Landes aufging, verlangte er von Jedem, der im Dienste des Staates stand, dieselbe Hingebung, dieselbe unermüdliche Leistungsfähigkeit und konnte nicht verstehen, daß in solchen wichtigen und ernsten Geschäften auch anders geartete Individuen sich bewähren sollten, die nicht wie er in strengem Dienste geschult waren".[4])

Ganz abgesehen davon, daß durch die beabsichtigte Beförderung des Frankfurter Bürgersohns über alle wohlberechtigten Bewerber hinweggegangen wurde, erregte es auch die höchsten Bedenken, solche Beförderung einem jungen Manne zu Theil werden zu lassen, dessen Ankunft in Weimar das Signal zu einem so tollen und zügellosen Treiben gegeben hatte und von dem Jedermann wußte, daß er „der Ausbund Aller" war. Das lustige Leben, wie es Goethe und Karl August führten, hatte nicht nur im kleinen Weimar Aegerniß gegeben, sondern seine Kunde war in alle Welt hinausgedrungen. Kurze Zeit vor der Anstellung Goethe's schrieb ihm Klopstock aus Hamburg: „Hier ein Beweis von Freundschaft, lieber Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde, auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum

Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten! Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben! Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzt noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben wie ich!" Goethe antwortete in schroffem Ton: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nicht und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte." Diese Antwort beschwor Klopstock's ganze Entrüstung herauf: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn geschrieben habe." Die Folge dieser Correspondenz war

eine Spannung zwischen Goethe und dem Dichter der Messiade, die niemals wieder ausgeglichen wurde.

Der Herzog ließ sich durch alle Redereien über die abnorme Beamtung Goethe's nicht beirren. Er war entschlossen. Am 11. Juni 1776 erhielt Goethe den Rang eines Geh. Legations-Rathes mit Sitz und Stimme im Geheimen Rath. Einem Protest hierüber begegnete der Herzog mit den Worten, die er mit eigener Hand dem Bericht seines Ministeriums beifügte:

„Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Ort zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Diese Erklärung gab ein neunzehnjähriger junger Fürst, auf den Goethe's spätere Worte passen: „Man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

Sobald das Unerhörte geschehen und der Frankfurter Bür-

gersohn weimarischer Legations-Rath geworden war, wurde, wie es denn in der Welt zu gehen pflegt, das Gerede allmälig immer seltener und die Sache schließlich durch andere Neuigkeiten aus dem Gedächtniß der Mißvergnügten verdrängt. Goethe selbst fand sich schnell in den neuen Verhältnissen zurecht, so daß er ein Jahr nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst an Merck schreiben konnte: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte steht."

Man darf nicht an die wilde Zeit denken, die Goethe in Weimar verlebt hatte, ohne sich auch den bald genug in ihm ausbrechenden Kampf zwischen seiner Lebenslust und seinem Berufsernst gegenwärtig zu halten. Von dem Augenblick an, mit welchem er in den Staatsdienst getreten war, begann der Wandlungsproceß. Er wurde sich seiner Pflichten bewußt, derer, welche seine Stellung ihm nach außen gegen die Gesellschaft auferlegte, und der höheren gegen sich selbst. „Das Tagewerk", schrieb er an Lavater, „das mir aufgegeben ist, das mir täglich schwerer und leichter wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, und diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ichs den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerm." Etwas abenteuerlicher Art waren noch seine Harzreise im Dezember 1777, wo er und der Herzog Bergmannskleider anlegten, in die Schachte einfuhren und die ganze Nacht mit den Bauernmädchen tanzten, und die Schweizerreise, welche der Herzog zwei Jahre später mit Goethe und Wedel ohne jedes sonst übliche Reisegefolge unternahm. Aber mit dieser letzten Reise begann nach Goethe's eigener Erklärung eine neue Epoche in seinem und des Herzogs Leben. Gleich nach ihrer Rückkehr nahm Wieland, der sonst nur von dem „wüthigen" Goethe zu erzählen wußte, die Veränderung in dessen Wesen wahr und

rühmte an seinem öffentlichen Benehmen ein Maßhalten (σωφροσύνη), welches die Gemüther nach und nach beruhige. Die tollen Zerstreuungen nahmen ein Ende, man erfuhr nur selten noch von nächtlichen Zechgelagen und kühnen Abenteurerfahrten, das „Miseln" (die damalige Bezeichnung für Liebeleien) hörte auf. Auch Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein nahm eine andere Gestalt an, der Ton in seinen Briefen an sie wurde gesetzter und er selbst, nachdem seine Leidenschaft einer ruhigeren Stimmung gewichen war, fing an, sich über die egoistische und engherzige Natur dieser Frau klar zu werden, die es vortrefflich verstanden hatte, seine Schwächen zur Befriedigung ihrer Eitelkeit auszunutzen.

Es kam die Zeit der Selbstbetrachtung, der Selbstbeichte, wofür die Aufzeichnungen in Goethe's Tagebuch eine lange Reihe schöner Zeugnisse geben. Diese Selbstbeichte war zugleich eine Selbsterziehung, durch welche Goethe um so sicherer zur Harmonie seines Inneren gelangen mußte, als er gegen sich selber der strengste Richter wurde. „Stiller Rückblick auf's Leben", schrieb er einmal in sein Tagebuch, „auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser gerettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die

Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 75 Oktober, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey, wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Um das Ende der Sturm- und Drangperiode in Goethe's Leben zu beschleunigen, wirkten auch äußere Motive zusammen. Zu der geistigen Uebersättigung mochte die physische Abspannung kommen. Wieland berichtet an Merck: „Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz, aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die bestialische Natur brutalisiren, — Goethe und der Herzog sind auch von diesem Glauben, aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden."

Bestimmender mußte der Eintritt in den Staatsdienst für Goethe werden. Es war ihm wohlbekannt, daß ganz Weimar ein Aergerniß daran genommen hatte. Der Beamtenstand sah ihn mit scheelen Augen an. Der ganze Hof war durch ihn in's Gerede gekommen. Was er in genialer Laune gethan, wurde, wie Wieland sich ausdrückte, „mit Dreckfarbe gemalt." Klopstock, wie schon erwähnt, hielt Goethe's Erscheinen in Weimar für das Verderben des jungen Fürsten. Jetzt sollte sich zeigen, daß das Genie nicht blind war für die Rücksichten, welche die Weltklugheit forderte. Der Minister von Fritsch, der langjährige, treue Diener des herzoglichen Hauses, hatte seinen Abschied verlangt, als die Berufung Goethe's in das geheime Conseil beschlossene Sache war. Er hatte dem Herzog gegenüber auf Goethe's Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten bestanden. Jetzt war es an Goethe, den Protest des Ministers

zu entkräften, alles Gerede zum Schweigen zu bringen und den Beweis der That anzutreten, daß er der Mann war, für den ihn der Herzog erkannte und um deſſentwillen er gegen das Herkommen verſtoßen hatte. Mit dem Entſchluß, fernerhin nicht blos die Beluſtigungen des Herzogs, ſondern auch ſeine ernſteſten Sorgen zu theilen, nicht blos Gaſt des Hofes, ſondern auch Diener des Staates zu ſein, wurde ſich Goethe der Nothwendigkeit energiſcher Selbſtbeſchränkung klar und in dieſem Sinne äußerte er gegen Merck: „Hab mich immer lieb, glaub, daß ich mir immer gleich bin, freilich habe ich was auszuſtehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zuſammen und gehen unſeren eigenen Weg, ſtoßen freilich ſo allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter ſind ſichtbar mit uns." Jene Beſchränkung zeigte ſich bald auch in Goethe's äußeren Formen. Er begann, eine vornehme Reſervirtheit zu beobachten, die mit den Jahren wuchs und die ſo oft fälſchlich für diplomatiſche Kälte oder ariſtokratiſchen Hochmuth ausgegeben worden iſt. Er wurde ſchweigſam und feierlich, und ſelbſt der Herzog klagte ſpäterhin öfter, daß es ihm wenig gänge, die „Taciturnität ſeines Herrn Kammer-Präſidenten etwas zu entrunzeln".

Nichts konnte in Goethe den Kampf zwiſchen der zügellos ausſchreitenden Genialität und der bedächtig prüfenden Vernunft ſo erleichtern, als der kräftig in ihm wurzelnde Sinn für das Natürliche. Nie wieder haben Natur und Kunſt in ihrer gegenſeitigen Durchdringung einen ſo ſchönen Triumph gefeiert, als in der Erſcheinung Goethe's. Selbſt die Sturmperiode ſeines Lebens war ein Durchgangsſtadium in ſeiner natürlichen Entwickelung. In Hinblick auf die wilden Tage in Weimar ſchrieb er an Merck, ſo ſehr es ihm verhaßt ſei, wenn man das Natürliche abenteuerlich machen wolle, ſo wohl ſei es ihm, wenn das

Abenteuerlichſte natürlich zugehe. Wenige Wochen der Zerſtreuung in Weimar genügten, um das Verlangen nach einfachen Menſchen und ſchöner Natur in ihm zu wecken. Aus dem Taumel des Weimarer Lebens war er nach Waldeck in die ländliche Einſamkeit geflohen, wo er ſich auf ſich ſelber beſann, und erſt der ausdrückliche Wunſch des ungeduldigen Herzogs führte ihn an den Hof zurück. Sein Gartenhäuschen war ihm der liebſte Aufenthalt. Dort ſchlürfte er in vollen Zügen den „Balſam der allheilenden Natur" und ließ die Seele ſich „rein baden von Aktenſtaub und Hofdunſt". Wie ſchwer wurde es ihm im Sommer 1782, dieſes beſcheidene Fleckchen mit einem ſtattlicheren Hauſe in der Stadt zu vertauſchen! Als man ihm damals das Gartenhäuschen für einen hohen Preis abkaufen wollte, ſchrieb er an Charlotte von Stein: „Da ich nicht bei Dir ſein konnte, ging ich in meinen Garten, und jede Roſe ſagte zu mir: „Und Du willſt uns weggeben! In dem Augenblick fühlte ich, daß ich dieſe Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte!"

Was endlich Goethe davor ſchützte, in den Tagen der Genieperiode ſich gleichſam ſelbſt zu verlieren, iſt der ihm angeborene Trieb, ſich ernſthaft und vielſeitig zu beſchäftigen. Dieſer Trieb war auch dann in ihm rege, wenn das Durcheinander vielfacher Zerſtreuungen ſeinen Kopf zu verwüſten drohte. Es iſt das Zeichen edler Naturen, daß ſie durch die Freuden eines leichten Lebensgenuſſes ſich nicht ableiten laſſen von der Bahn ernſter Selbſtthätigkeit. Kaum dreißig Jahre alt, konnte Goethe in ſein Tagebuch ſchreiben: „Meine Tage waren von Morgens bis in die Nacht beſetzt, man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre!"

So ward allmälig und ohne alle Gewaltſamkeit der Umwandlung aus dem Goethe der Geniezeit ein anderer Goethe, der den Entſchluß faßte und wahr machte, „ſich vom Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Guten, Schönen reſolut zu leben." Dieſer Goethe hatte kein Verſtändniß mehr für die neue Kraft-

poesie, die sich in den achtziger Jahren vom Rhein her ankündigte. Der Anspruch auf Selbstbeherrschung, den er gegen sich selbst erhob, und die Harmonie des Schönen, die er in seinen Werken offenbarte, vertrug sich nicht mit den Aeußerungen ungebändigter Kraft. Verstimmt wandte er sich von dem Dichter der „Räuber" ab, aber dem Dichter des „Wallenstein" später war er zugethan mit seiner ganzen Liebe und seiner ganzen Bewunderung.

Auch in dem Herzoge vollzog sich bald die Wandlung zu ernsterer Anschauung des Lebens, auch er gewöhnte sich an die „spanischen Stiefel", womit er die Formen vergleicht, die ihm sein Stand aufnöthigte, auch er wußte die Forderungen des Berufs mit den Eingebungen des Genius in Einklang zu bringen. Er war „eine dämonische Natur" voll unbegrenzter Thatkraft, so daß „sein eigenes Reich ihm zu klein und das größte ihm zu klein gewesen wäre." „Täglich wächst der Herzog," meinte Goethe, „und ist mein bester Trost!" Das Verhältniß zwischen Beiden wurde immer fester und reiner, das gegenseitige Vertrauen immer offener und rückhaltloser. Wesentliche Züge des Charakters und der Sinnesart waren ihnen gemeinsam, zeigte sich doch selbst in ihrem Aeußeren manches Verwandtschaftliche. Lewes erzählt, als er zuerst ihre Büsten nebeneinander sah, habe ihn eine Art entfernter Familienähnlichkeit betroffen, Karl August hätte Goethe's jüngerer Bruder sein können, sein Gesicht sei bei Weitem weniger ideal, aber doch aus demselben Geschlecht. Wie freimüthig sich Goethe zu dem Herzog stellte, wie er ihn als Freund zu behandeln wußte und doch immer dem Fürsten gab, was des Fürsten ist, zeigte sich gleich in der ersten Zeit seiner Anstellung in einem bestimmten Falle. Karl August's Leidenschaft für die Jagd brachte mancherlei Uebelstände mit sich. Die ländliche Bevölkerung hatte darunter bitter zu leiden. Besonderen Schaden brachte ihr die häufige Verzögerung der Jagden, welche die Verwüstung der Saatfelder durch das daselbst über-

mäßig gehegte Schwarzwild zur Folge hatte. Da gab denn Goethe häufig seinem Unmuth über den Aufwand von Kräften und Mitteln und über den theuren Lärm der Hetzjagden Ausdruck. Oft auch drang er in den Herzog zu baldiger, tüchtiger Jagd, um dem Schaden des Landmannes ein Ziel zu setzen. In einem solcher Mahnbriefe schilderte er die Verwüstungen, welche die Schweine des Ettersburger Forstes anrichteten, und die Entrüstung der Bauern. Er danke Gott, sagt Goethe, daß es den Leuten nicht einfalle, ihre Noth und Plage auf den Herzog zurückzubeziehen, sondern sie es blos wie ein Schicksal, das nothwendig zu tragen sei, hinnehmen. Feinfühlig schließt er dann die Aufforderung zu schleuniger Abhülfe, die denn auch vom Herzog sofort getroffen wurde, mit den Worten: „Man beschreibt den Zustand des Landmannes kläglich und er ist's gewiß. Mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinete mit doppelter Freude aufzustellen! Möge das Blatt, das ich eben endige, Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen!"

So ist denn kein Vorwurf unbegründeter, als der, daß Goethe „sein Genie der Hofgunst aufgeopfert" habe und der Fürstendienerei verfallen sei. Was ihn ursprünglich nach Weimar trieb, war das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, das Schauspiel des Lebens vor sich zu haben, wie es ihm im engeren Kreise der Frankfurter Heimath versagt war. Nur was er aufgäbe, sähen die Leute, so schrieb er einmal an seine Mutter, nicht, was er gewonnen, sie begriffen nicht, wie er täglich reicher werde, da er täglich so viel verschwände. Von ihm, dem verkannten Genie, meinte Merck: „Der Durchreisenden keiner sieht ihn und

doch urtheilt Jeder, in Weimar selbst wird er kaum gesehen, in der Entfernung ist er nicht zu sehen. Noch zur Stunde schwör' ich, daß seine Richtung gerade, seine Absichten rein und gut sind." Und weiterhin: „Goethe spielt allerdings groß' Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein vortrefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man ausspreng t, sind Lügen der Hofschranzen." Der Herzog war überhaupt nicht der Mann, von Goethe, der ihm mehr war, als alle Anderen, einen Servilismus zu ertragen oder gar zu erwarten. Goethe selbst hat alle derartigen Verdächtigungen durch das glänzende Zeugniß, das er im späten Alter dem Herzog ausstellt, zu Boden geschlagen. „Es heißt", sagt er zu Eckermann, „ich sei ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen, einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen Gott Lob weit hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet, aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden, als die seinigen. Soll ich denn mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Goethe, wie er bald nach seinem Eintreffen in Weimar der Hauptvermittler der geistigen Interessen des jungen Herzogs wurde, pflanzte auch seine vielseitigen Verbindungen in den Kreis desselben herüber. Schon im Dezember 1775 hatte er die Berufung Herder's betrieben, der im Herbst des folgenden Jahres als Oberhofprediger in Weimar seinen Wohnsitz nahm. Er vermittelte die Bekanntschaft des Herzogs mit Merck und fesselte eine große Zahl in Kunst oder Wissenschaft bedeutender Männer an den Weimarer Hof, dem sie durch häufige Besuche oder dauernde Uebersiedelung nahe traten. Für das Theater, um dessen Gedeihen er sich schon in der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthalts verdient gemacht hatte, gewann er anfangs 1776 die vielgefeierte Corona Schröter, in welcher Frau von Stein nicht mit Unrecht eine gefährliche Nebenbuhlerin fürchtete. Auch nach außen hin benutzte er seinen Einfluß, um anregend und fördernd zu wirken. Erinnert sei nur daran, wie Goethe im Februar 1776 die Aufforderung an Bürger ergehen ließ, die von ihm beabsichtigte Uebersetzung der Iliade auszuführen, und eine Subscribenten-Liste beifügte, welche dem armen Bürger fünfundvierzig Louisd'or sicherte.

Das Genie Goethe's, nachdem es den Konflikt mit der „Realität, die er durch seine Stellung zum Hof und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes zu höherem Vortheil in sich aufzunehmen genöthigt war," überstanden, wurde in der ganzen Fülle und Reinheit seines Glanzes offenbar. In den ersten zehn Jahren seines Weimarer Lebens schuf er nichts Poetisches von Bedeutung. Die italienische Reise bildete den Wendepunkt zu den Meisterjahren. Egmont, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister, Faust gingen aus der wiedergewonnenen poetischen Productivität hervor.

Fünfzig Jahre waren seit dem für Goethe, für Weimar, für ganz Deutschland bedeutungsvollen Tage der Ankunft Goethe's in Weimar vergangen, als der Großherzog am 7. November

1825 seinen „ersten Staatsdiener", den „Jugendfreund", der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme er den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben er als eine der höchsten Zierden seiner Regierung achte, beglückwünschte. Seit jenem Tage haben sich inzwischen neue fünfzig Jahre vollendet, und so ist an Goethe selbst das Wort Leonorens zur Wahrheit geworden:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

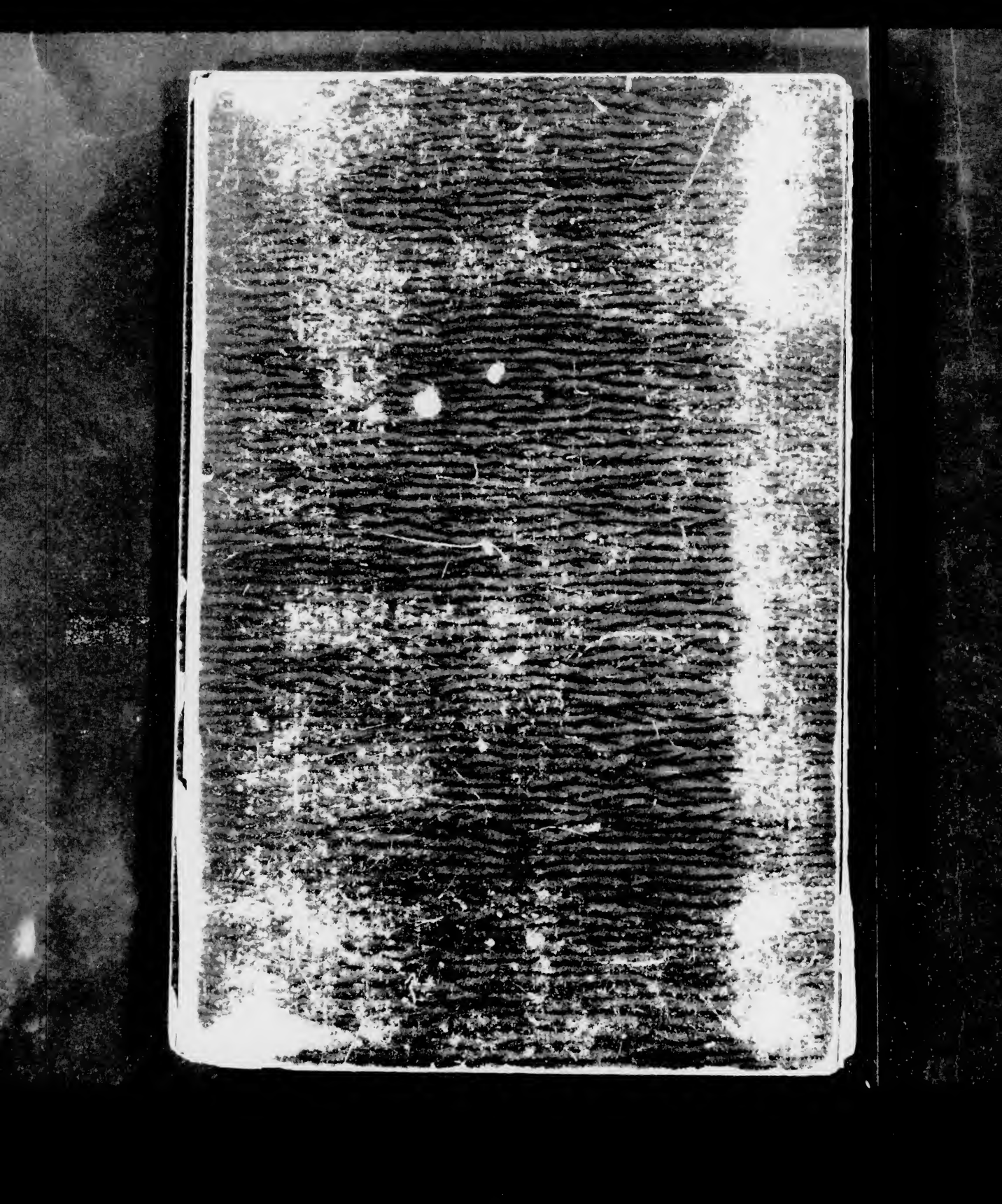
Anmerkungen.

1) Vor hundert Jahren. Leipzig, Veit u. Comp. Bd. 1, S. 27.

2) Gleichfalls zuerst von Robert Keil vollständig mitgetheilt. „Vor hundert Jahren." Bd. 1, S. 25.

3) „Unendlich" war das Lieblingswort des Tages. Das Genie verschlang unendliche Würste, trank unendlich und liebte unendlich. Lewes, I, 365.

4) Vgl. v. Beaulieu-Marconnay: Anna Amalia, Karl August und der Minister v. Fritsch. Weimar 1874.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.

JUL 7 1936